

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Ihr könnt uns die Worte nehmen, aber zum Schweigen bringen könnt ihr uns nicht!

Als die neue Regierung anordnet, dass Frauen ab sofort nicht mehr als hundert Worte am Tag sprechen dürfen, will Jean McClellan diese wahnwitzige Nachricht nicht wahrhaben – das kann nicht passieren. Nicht im 21. Jahrhundert. Nicht in Amerika. Nicht ihr.

Das ist der Anfang. Schon bald kann Jean ihren Beruf als Wissenschaftlerin nicht länger ausüben. Schon bald wird ihrer Tochter Sonia in der Schule nicht länger Lesen und Schreiben beigebracht. Sie und alle Mädchen und Frauen werden ihres Stimmrechts, ihres Lebensmutes, ihrer Träume beraubt.

Aber es ist nicht das Ende. Für Sonia und alle entmündigten Frauen will Jean sich ihre Stimme zurückerkämpfen.

Christina Dalcher promovierte in Theoretischer Linguistik an der Georgetown University. Die gebürtige Amerikanerin beschäftigte sich mit Sprache und Sprachwandel und untersuchte den Lautwandel in italienischen und britischen Dialekten. Ihre Kurzgeschichten und Flash Fiction erschienen weltweit in Magazinen und Zeitschriften, u. a. wurde sie für den Pushcart Prize nominiert. Sie lebt in den Südstaaten der USA und in Neapel, Italien. »Vox« ist ihr Debütroman.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

CHRISTINA DALCHER

VOX

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Susanne Aeckerle und Marion Balkenhol

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Oktober 2019

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
>Vox< bei Penguin Random House LLC, New York
© 2018 Christina Dalcher

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70451-4

Wenn mir jemand erzählt hätte, ich könnte den Präsidenten, die Bewegung der Reinen und diesen unfähigen kleinen Scheißkerl Morgan LeBron innerhalb einer Woche zu Fall bringen, hätte ich ihm nicht geglaubt. Aber ich hätte auch keinen Einwand erhoben. Ich hätte überhaupt nichts gesagt.

Ich bin eine Frau weniger Worte geworden.

Heute Abend beim Essen, bevor ich meine letzten Silben des Tages äußere, tippt Patrick auf das silbrige Gerät an meinem linken Handgelenk, als wolle er meinen Schmerz teilen oder mich vielleicht daran erinnern, stumm zu bleiben, bis das Zählwerk um Mitternacht zurückgesetzt wird. Dieses magische Ereignis wird geschehen, während ich schlafe, und ich werde den Dienstag mit einem leeren Display beginnen. Das Zählwerk meiner Tochter Sonia wird dasselbe tun.

Meine Söhne tragen keine Wortzähler.

Während des Abendessens quatschen sie wie üblich über die Schule.

Sonia geht auch zur Schule, verschwendet jedoch keine Wörter für ihren Tagesbericht. Beim Essen des einfachen Eintopfs, den ich aus dem Gedächtnis zusammengeschustert habe, fragt Patrick sie nach ihren Fortschritten in Hauswirtschaftslehre, Körperlicher Fitness und einem neuen Unterrichtsfach namens Einfache Haushaltsbuchführung ab. Gehorcht sie ihren Lehrern? Wird

sie in diesem Halbjahr gute Noten bekommen? Er weiß genau, welche Art von Fragen er stellen muss: geschlossene Fragen, die man nur mit Nicken oder Kopfschütteln beantworten kann.

Ich höre stumm zu. Meine Fingernägel drücken Halbmonde in meine Handflächen. Sonia nickt, wenn es angebracht ist, und verzieht die Nase, wenn meine elfjährigen Zwillinge Sam und Leo, denen die Wichtigkeit von Ja-/Nein-Fragen und finalen Antwortmustern nicht klar ist, ihre Schwester bitten, ihnen zu erzählen, wie die Lehrer sind, wie es im Unterricht ist, welche Fächer sie am liebsten mag. So viele offene Fragen. Ich will nicht glauben, dass sie es begreifen, sie schikanieren wollen, um ihr Wörter zu entlocken. Doch mit elf Jahren sind sie alt genug, Bescheid zu wissen. Und sie haben erlebt, was passiert, wenn wir zu viele Wörter verwenden.

Sonias Lippen beben, während sie von einem Bruder zum anderen schaut, ihre rosa Zunge, ein Körperteil mit eigenem Willen, zittert am Rand der Zähne. Steven, mit siebzehn mein Ältester, legt ihr den Zeigefinger auf den Mund.

Ich könnte ihnen erzählen, was sie wissen wollen: Vor den Klassen stehen nur noch männliche Lehrkräfte. Frontalunterricht. Lehrer reden. Schüler hören zu. Das würde mich vierzehn Wörter kosten.

Ich habe noch fünf übrig.

»Wie steht es um ihren Wortschatz?«, fragt Patrick und wendet mir sein Kinn zu. Er formuliert die Frage um. »Lernt sie?«

Ich zucke mit den Schultern. Mit sechs müsste Sonia über eine Armee von zehntausend Lexemen verfügen, in-

dividuellen Soldaten, die sich versammeln, strammstehen und den Befehlen ihres kleinen, noch formbaren Gehirns gehorchen. Müsste, wenn Lesen, Schreiben und Rechnen nicht auf ein einziges Fach reduziert worden wären: simple Arithmetik. Schließlich wird von meiner Tochter erwartet, eines Tages einzukaufen und einen Haushalt zu führen, eine ergebene und pflichtbewusste Ehefrau zu sein. Dafür braucht man Mathematik, keine Rechtschreibung. Keine Literatur, keine Stimme.

»Du bist die kognitive Linguistin«, sagt Patrick, sammelt die leeren Teller ein und bedeutet Steven, dasselbe zu tun.

»War.«

»Bist.«

Obwohl ich es nach einem Jahr Erfahrung besser wissen sollte, platzen die zusätzlichen Wörter aus mir heraus: »*Nein. Ich. War.*«

Patrick sieht zu, wie das Zählwerk drei Einheiten weiterklickt. Ich spüre jeden einzelnen Klick am Puls wie einen unheilvollen Trommelschlag. »Das reicht, Jean.«

Die Jungs wechseln besorgte Blicke, weil sie genau wissen, was passiert, wenn das Zählwerk eine bestimmte Einheit übersteigt. Eins, null, null. Daher spreche ich jetzt mein letztes Wort für den Montag. An meine Tochter gewandt. Das geflüsterte »Gutnacht« ist kaum heraus, als mich Patricks flehender Blick erreicht.

Ich hebe sie hoch und trage sie ins Bett. Sie ist schwerer geworden, fast zu groß, um noch getragen zu werden, und ich brauche beide Arme.

Sonia lächelt, als ich sie zudecke. Wie immer gibt es keine Gutenachtgeschichte, keine Dora, keinen Pu und

Ferkel, keinen Peter Hase und sein Missgeschick im Gemüsegarten von Mr McGregor. Beängstigend, was sie bereits als normal hinnimmt.

Ich summe sie mit einem Lied über Spottdrosseln und Ziegenböcke in den Schlaf, der Text nur wortlose Bilder in meinem Kopf.

Patrick sieht mir von der Tür aus zu. Seine Schultern, einst breit und stark, hängen in einem abwärts gerichteten V herab; seine Stirn ist voller Falten. Alles an ihm scheint nach unten zu deuten.

2

In meinem Schlafzimmer hülle ich mich, wie jeden Abend, in eine Decke aus unsichtbaren Wörtern, gebe vor zu lesen, erlaube meinen Augen, über imaginäre Seiten von Shakespeare zu tanzen. Wenn ich übermütig bin, entscheide ich mich vielleicht für Dante im Original. Dantes Sprache hat sich über die Jahrhunderte nur wenig verändert, doch heute Abend rackere ich mich durch einen vergessenen Wortschatz. Ich überlege, wie es den Italienerinnen wohl ergehen wird, sollten unsere heimischen Bestrebungen jemals auf das Ausland übergreifen.

Vielleicht werden sie mehr mit den Händen reden.

Doch die Wahrscheinlichkeit, dass sich unsere Krankheit ins Ausland ausbreitet, ist gering. Bevor das Fernsehen unter Staatshoheit fiel, bevor sich die Wortzähler um unsere Handgelenke schlossen, verfolgte ich Nach-

richtensendungen. Al Jazeera, BBC, die drei italienischen Sender von RAI und andere brachten gelegentlich Talkshows. Patrick, Steven und ich schauten sie uns immer an, wenn die Kleinen im Bett waren.

»Müssen wir das sehen?«, stöhnte Steven. Er lümmelte auf seinem gewohnten Sessel herum, eine Hand in einer Schüssel Popcorn, die andere beim Texten auf dem Handy.

Ich stellte den Ton lauter. »Nein. Müssen wir nicht. Aber wir können.« Wer wusste, wie lange das noch so blieb? Patrick sprach bereits von Kabel-Privilegien und davon, dass diese an einem seidenen Faden hingen. »Nicht alle kapierten das, Steven.« Den Zusatz *Genieße es, solange du noch kannst* ließ ich unausgesprochen.

Nur war da wenig zu genießen.

In jeder Sendung passierte dasselbe. Alle lachten über uns. Al Jazeera bezeichnete uns als »Die Neuen Extremisten«. Darüber hätte ich fast lächeln können, wenn ich nicht die Wahrheit darin erkannt hätte. Die britischen Politikexperten schüttelten den Kopf, als wollten sie sagen: *Oh, diese blöden Yankees. Was treiben sie denn jetzt schon wieder?* Die italienischen Fachleute, moderiert von knapp bekleideten und übermäßig geschminkten Sexbomben, brüllten und fuchtelten und lachten.

Sie lachten uns aus. Sie meinten, wir sollten uns entspannen, bevor wir es dazu kommen ließen, Kopftücher und bodenlange, formlose Röcke tragen zu müssen. Einer der italienischen Sender zeigte eine unzüchtige Parodie, bei der zwei als Puritaner verkleidete Männer Analverkehr betrieben. Sahen sie Amerika wirklich so?

Ich weiß es nicht. Seit Sonias Geburt war ich nicht

mehr in Italien, und jetzt besteht keine Möglichkeit mehr dazu.

Noch vor unseren Wörtern wurden uns die Pässe genommen.

Ich sollte mich deutlicher ausdrücken: Einige unserer Pässe wurden eingezogen.

Das fand ich auf banalste Weise heraus. Im Dezember bemerkte ich, dass die Pässe von Steven und den Zwillingen abgelaufen waren, und wollte aus dem Internet drei Verlängerungsanträge herunterladen. Für Sonia, die bisher nur eine Geburtsurkunde und den Impfpass hatte, benötigte ich ein anderes Formular.

Die Verlängerung für die Jungs war einfach, genau wie es stets bei Patricks und meinem Pass gewesen war. Doch als ich auf den Link für den Antrag eines neuen Passes klickte, kam ich auf eine Seite, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, mit einem einzeiligen Fragebogen:

Ist der Antragsteller männlich oder weiblich?

Ich blickte zu Sonia, die auf dem Boden meines improvisierten Heimbüros mit farbigen Bauklötzchen spielte, und klickte den Kasten für weiblich an.

»Rot!«, schrie sie und schaute zum Bildschirm.

»Ja, Schätzchen«, erwiderte ich. »Rot. Sehr gut. Wie noch?«

»Scharlachrot!«

»Noch besser.«

Ohne Aufforderung fuhr sie fort. »Feuerrot! Kirschrot!«

»Du hast es kapiert, Schatz. Weiter so.« Ich tätschelte

ihren Kopf und warf noch mehr Bauklötze auf den Teppich. »Probier's jetzt mal mit den blauen.«

Als ich mich wieder dem Computer zuwandte, begriff ich, dass Sonias Aufmerksamkeit nicht ihren Bauklötzen gegolten hatte. Der Bildschirm war rot. Rot wie verdammtes Blut.

Bitte wenden Sie sich an die unten angegebene Telefonnummer. Oder senden Sie eine E-Mail an antraege.state.gov. Vielen Dank!

Ich rief mehrfach bei der angegebenen Nummer an, bevor ich eine E-Mail schickte, und wartete dann mehrere Tage auf eine Antwort. Zumindest so etwas wie eine Antwort. Anderthalb Wochen später landete eine Nachricht in meinem Posteingang mit der Aufforderung, mein zuständiges Passamt aufzusuchen.

»Kann ich Ihnen helfen, Ma'am?«, fragte der Beamte, als ich ihm Sonias Geburtsurkunde zeigte.

»Das können Sie, falls Sie für Passanträge zuständig sind.« Ich schob die Papiere durch den Schlitz in der Plexiglasscheibe.

Der Beamte, der nicht älter als neunzehn sein konnte, griff danach und bat mich zu warten. »Oh«, sagte er und hastete an die Scheibe zurück, »ich brauche auch kurz Ihren Pass. Nur um eine Kopie zu machen.«

Sonias Pass würde ein paar Wochen dauern, wurde mir mitgeteilt. Wobei mir allerdings nicht mitgeteilt wurde, dass mein Pass gerade seine Gültigkeit verloren hatte.

Das fand ich erst sehr viel später heraus. Und Sonia bekam ihren Pass nie.

Am Anfang gelang es einigen Menschen, das Land zu verlassen. Manche überquerten die Grenze nach Kanada; andere bestiegen Boote nach Kuba, Mexiko oder zu den Inseln. Die Behörden brauchten nicht lange, um Grenzposten zu errichten, und die Mauer, die Südkalifornien, Arizona, New Mexico und Texas von Mexiko trennte, war bereits gebaut worden, daher hörten die Ausreisen bald auf.

»Wir können nicht zulassen, dass unsere Bürger, unsere Familien, unsere Mütter und Väter fliehen«, erklärte der Präsident in einer seiner frühen Reden.

Ich glaube immer noch, dass wir es geschafft hätten, wenn es nur um Patrick und mich gegangen wäre. Aber mit vier Kindern, von denen eines noch nicht genug verstand, um nicht auf dem Sitz herumzuhüpfen und den Grenzposten »Kanada!« ins Ohr zu zwitschern – ausgeschlossen.

Daher bin ich heute nicht gerade übermütig, nachdem ich daran gedacht habe, wie leicht es ihnen fiel, uns im eigenen Land gefangen zu halten, und nachdem Patrick mich in die Arme nahm und mir riet, nicht darüber nachzudenken, was mal war.

Was mal war.

Das war mal: Wir unterhielten uns bis spät in die Nacht. Wir lagen am Wochenende lange im Bett, verschoben die häuslichen Pflichten und lasen die Sonntagszeitung. Wir gaben Cocktail- und Dinnerpartys und veranstalteten Grillfeste, wenn das Wetter es zuließ. Wir spielten gerne Kartenspiele – zuerst Spades und Bridge; später, als die Jungs alt genug waren, eine Sechs von einer Fünf zu unterscheiden, Krieg und Quartett.

Was mich betraf, ich hatte Freundinnen. Patrick nannte meine Abende mit ihnen immer »Weiberabend«, ich wusste, er meinte es nicht abfällig. So drückten sich Männer halt aus. Wenigstens redete ich mir das ein.

Es gab Literaturkreise, wir redeten über Politik in Cafés oder Weinlokalen, später in Kellern – unsere amerikanische Version von *Lolita lesen in Teheran*. Patrick schienen meine wöchentlichen Ausflüge nichts auszumachen, obwohl er sich manchmal über uns lustig machte, bevor es nichts mehr gab, über das man sich lustig machen konnte. Wir waren, wie er es nannte, die Stimmen, die man nicht zum Schweigen bringen konnte.

Tja. Das nur zu Patricks Unfehlbarkeit.

3

Als es begann, noch bevor wir anderen erkannten, was die Zukunft für uns bereithielt, gab es insbesondere eine Frau, die kein Blatt vor den Mund nahm. Ihr Name war Jackie Juarez.

Ich will nicht an Jackie denken, doch plötzlich werde ich anderthalb Jahre zurückversetzt, kurz nach der Amtseinführung. Ich sitze mit den Jungs nach dem Abendessen im Wohnzimmer und ermahne sie, leiser zu sein, damit Sonia nicht aufwacht.

»Die Frau im Fernsehen ist hysterisch«, behauptet Steven, als er mit drei Portionen Eis zurückkommt.

Hysterisch. Ich kann dieses Wort nicht leiden. »Wie bitte?«

»Frauen sind gaga«, fährt er fort. »Das ist doch nichts Neues, Mom. Du weißt ja, was man über hysterische Frauen und ausflippende Mütter sagt.«

»Wie bitte?«, wiederhole ich. »Wo hast du das denn her?«

»Hab ich heute in der Schule gelernt. Stammt von irgendeinem Typ namens Cooke oder so.« Steven verteilt den Nachtisch. »Mist, eine Portion ist kleiner. Mom, willst du die kleinere oder die größere?«

»Die kleinere.« Seit der letzten Schwangerschaft kämpfe ich mit meinem Gewicht.

Er verdreht die Augen.

»Ja doch. Warte nur, bis dein Stoffwechsel die Vierzig erreicht. Und seit wann liest du Crooke? Hätte nicht gedacht, dass sein Werk über die Anatomie des Menschen es mal zur Schullektüre bringt.« Ich nehme den ersten Löffel von meiner winzigen Eisportion. »Selbst in englischer Literatur.«

»Nee, in Religion, Mom«, erwidert Steven. »Und ob Cooke oder Crooke, wo liegt da der Unterschied?«

»Im *r*, mein Lieber.« Ich wende mich wieder der zornigen Frau im Fernsehen zu.

Sie ist schon früher aufgetreten, hat über Lohnungleichheit und »Gläserne Decken« geschimpft, verbunden mit Schleichwerbung für ihr neuestes Buch. Das allerneueste trägt den erbaulichen Weltuntergangstitel *Sie werden uns zum Schweigen bringen*, Untertitel *Was Sie über das Patriarchat und Ihre Stimme wissen müssen*. Auf dem Umschlag eine Reihe knallbunter Puppen, denen per Fotoshop Ballknebel in den Mund gestopft worden sind.

»Gruselig«, sage ich zu Patrick.